

(Nachdruck verboten.)

17) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Mergö.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

Pelle hielt verwundert inne, der erwachsene Mann war ganz vornüber gesunken und saß da und schluchzte. „Ja, das war schlecht,“ sagte er, „denn da machte sie ihr Kind tot und kam ins Zuchthaus.“ Er sprach mit einer gewissen Geringschätzung, er konnte keine weinenden Männer leiden. „Aber darüber brauchst Du doch nicht zu weinen,“ warf er nach einer Weile hin.

„Ja, denn sie hatte doch eigentlich gar nichts getan, der Vater des Kindes hat es ja doch totgemacht. Ich habe das Schreckliche getan; ja, ich gestehe es, ich bin ein Mörder. Nämlich ich denn nicht ganz offen meine Schuld ein?“ Er wendete sein Gesicht empor, als rede er mit Gott.

„Ach so, Du bist es!“ sagte Pelle und zog sich ein wenig von ihm zurück. „Hast Du Dein eigenes Kind totgemacht? Das hätte Vater Lasse nie tun können. Warum sitzt Du denn nicht im Zuchthaus? Hast Du am Ende gelogen und die Schuld auf sie abgewälzt?“

Diese Worte übten eine eigene Wirkung auf den Fischer aus. Pelle stand eine Weile da und beobachtete ihn, dann rief er aus: „Du sprichst so sonderbar: blog—blog—blog, als wenn Du aus einem anderen Land wärst! Und warum kratzt Du so mit den Fingern in der Luft herum und weinst? Kriegst Du am Ende Prügel, wenn Du nach Hause kommst?“

Bei dem Worte Weinen brach der Mann in lautes Schluchzen aus. Pelle hatte niemals einen Menschen so unbeherrscht weinen sehen; das Gesicht war ganz ineinandergeflohen.

„Willst Du ein Stück Butterbrot haben?“ fragte er, um ihn zu trösten. „Ich hab noch was mit Wurst auf.“

Der Fischer schüttelte den Kopf.

Pelle sah nach dem Steinhaufen hinüber; er war eigenförmig und wollte nicht locker lassen.

„Es liegt aber doch da begraben,“ sagte er. „Ich hab' selbst die Seele des Nachts oben auf den Steinen brennen sehen. Das tut sie, weil sie nicht in den Himmel kommen kann.“

Aus dem offenen Munde des Fischers drang ein unheimlicher Laut, ein dumpfes Brüllen, das Belles kleines Herz ihm im Leibe bubbeln machte. Er tat selbst ein paar Sprünge aus lauter Angst, und als er sich besann und wieder still stand, sah er den Fischer stark vornüber gebeugt die Wiese hinablaufen und in den Klippen verschwinden.

Pelle starrte ihm verwunderlich nach und begab sich langsam nach dem Vorratskorb — ein Ergebnis war vorläufig Enttäuschung. Er hatte einem wildfremden Manne etwas vorgefangen, das war zweifelsohne eine Selbentat — so schwer wie es einem doch schon wurde, nur ja oder nein zu jemand zu sagen, den man noch nie gesehen hatte. Aber er hatte die meisten Verse ausgelassen, und die große Hauptsache war ja doch, daß er das ganze Lied auswendig wußte. Jetzt sang er es für sich von Anfang bis zu Ende, indem er sich die Zahl der Verse an den Fingern merkte. Und er schaffte sich die glänzendste Gemütsregung, indem er so laut brüllte, daß man es weit und breit hören konnte.

Am Abend beredete er wie gewöhnlich die Erlebnisse des Tages mit dem Vater; und da verstand er dieses und jenes, was für eine Weile sein Gemüt mit Grauen erfüllt hatte; Vater Lasses Stimme war bisher noch die einzige menschliche Stimme, die der Knabe ganz verstand. Schon allein ein Seufzer oder ein Kopfschütteln des Alten übten eine überzeugende Macht auf ihn aus wie keine andere Rede.

„Ach ja,“ fuhr er fort zu wiederholen. „Böses und nichts als Böses, wohin man sieht, Kummer und Not allüberall! Er gäbe wohl gern sein Leben hin, um an ihrer Stelle die Zuchthausketten zu schleppen — nun, wo es zu spät ist! — Also er lief weg, als Du das zu ihm sagtest? Ja, ja, Gottes Wort in einem Kindermund, da kann man nicht gut gegen an, wenn das Gewissen einen Knacks gekriegt hat. Und es ist ein schlechtes Brot, mit anderer Leute ihr Glück zu handeln.“

— Aber mach' Du nur, daß Du Deine Füße gewaschen kriegst, Jung'.“ — — —

Das Leben gab genug zu tun, da war genug, womit man sich herumschlagen mußte, genug, wovor man sich ängstigen konnte. Aber schlimmer fast als all das, was Pelle selbst übel wollte, waren die Blicke, die zuweilen aus der Menschentiefe zu ihm aufstiegen; denen gegenüber war sein Kindergehirn machtlos. Warum weinte Frau Bongstede so viel und warum trank sie im geheimen? Was ging dort hinter den Fensterscheiben in dem hohen Wohnhaus vor sich? Er begriff es nicht, und jedesmal, wenn er seinen kleinen Kopf darüber zerbrach, glöhte ihn nur das Grauen aus allen Fensterscheiben an, und zuweilen umschloß es ihn mit dem ganzen Schrecken des Unfasslichen.

Aber die Sonne wanderte hoch am Himmel, die Nächte waren hell, die Finsternis lag zusammengebrochen unter der Erde und hatte keine Macht. Und er besaß die glückliche Fähigkeit des Kindes, ganz auf einmal und — spurlos zu vergessen.

6.

Pelle hatte einen schnellen Puls und viel Unternehmungsgeist; da war immer etwas, was sein rastloses Streben versuchen mußte, einzuholen — wenn es nichts weiter war, denn die Zeit selbst. Jetzt war der Roggen unter Dach, jetzt verschwand die letzte Hode vom Felde, die Schatten wurden mit jedem Tage länger. Aber eines Abends überraschte ihn die Dunkelheit vor seiner Schlafenszeit, und er wurde bedenklich. Er trieb die Zeit nicht mehr zur Eile an, sondern suchte, sie zurückzuhalten durch allerlei kleine Sonnenzeichen.

Eines Tages hörte die Mittagstrost der Leute auf. Sie spannten wieder vor, sobald sie das Mittagessen herunter hatten, und das Häckselschneiden wurde auf den Abend verlegt.

Der Göpel lag auch auf der äußeren Seite des Stallgebäudes, und keiner von den Knechten hatte Lust, da draußen in der Finsternis herumzutragen und die Maschine zu fahren. Da mußte Pelle es denn tun. Lasse widersezte sich und drohte, zu dem Grohbauer zu gehen, aber es half nichts; jeden Abend mußte Pelle ein paar Stunden da hinaus. Es waren seine besten Stunden, die man ihm nahm; die Stunden, in denen er und Vater Lasse im Stall herumzuschelten und sich sorglos durch alle Widerwärtigkeiten des Tages hindurch in eine gemeinsame lichte Zukunft hineinblauderten — und Pelle weinte. Wenn der Mond die Wolken jagte und er alles deutlich um sich her sehen konnte, ließ er seinen Tränen freien Lauf. Aber an den dunklen Abenden schwieg er und hielt den Atem an. Wenn der Regen herabströmte konnte es so finster sein, daß der Hof und alles verschwunden war, und da sah er Hunderte von Wesen, die das Licht sonst verbar. Sie traten in der Finsternis da draußen vor, entsetzlich groß, oder kamen auf ihrem Bauch zu ihm herangekrochen. Er erstarrte im Starren und konnte den Blick nicht losreißen; unter der Mauer suchte er Schutz und trieb von dort aus die Pferde an, und eines Abends lief er hinein. Sie jagten ihn wieder hinaus, und er ließ sich jagen; er hatte, wenn es darauf ankam, mehr Angst vor denen da drinnen, als vor denen hier draußen. Aber an einem pechschwarzen Abend war ihm besonders ängstlich zu Sinn, und als er dann entdeckte, daß das Pferd, sein einziger Trost, ebenfalls bange war, da ließ er alles liegen und rannte zum zweitenmal hinein. Keine Drohung vermochte ihn wieder hinauszutreiben, ebensowenig Pöffe. Da nahm ihn einer der Knechte in den Arm und trug ihn hinaus. Aber da vergaß Pelle alles und schrie, so daß es im Hofe widerhallte.

Während sie mit ihm rangen, kam der Gutsbesitzer herzu. Er wurde sehr böse, als er hörte, was los sei, und schimpfte den Bogt gehörig aus. Dann nahm er Pelle bei der Hand und brachte ihn nach dem Kuhstall hinüber. „So ein Mann, der vor ein bißchen Dunkelheit bange ist!“ sagte er scherzend — „Das mußt Du Dir aber abg' wöhnen. Und wenn die Knechte Dir was tun, so komm' Du nur zu mir.“

Ueber die Felder ging der Pflug den ganzen Tag und machte die Erde schwer von Farbe. Das Laub färbte sich bunt, und da waren viele Regentage. Die Behaarung der Kühe wuchs, sie wurden langhaarig und veränderten sich im Rücken; Pelle hatte viel auszustehen, und das ganze Dasein wach

inen Schatten ernsthafter. Seine Kleider wurden nicht dichter und wärmer mit der Kälte wie das bei den Kühen der Fall war; aber er konnte mit der Peitsche knallen, was günstigsten Falles wie kleine Schüsse klang, er konnte Rud durchprügeln, wenn es ganz ehrlich zuing, und über den Bach springen, wo er am schmalsten war. Das alles verlieh dem Körper Wärme.

Er hütete nun über den Bereich des Hofes hinaus, überall, wo Vieh angepöckelt gewesen war; die Milchkuhe standen im Stall. Oder auch er war auf dem Moor, wo jedes Schöft sein Stück Weideland hatte. Hier machte er Bekanntschaft mit den Hirtenjungen von den anderen Höfen und sah in eine ganz andere Welt hinein, wo nicht mit Verwalter und Landwirtschaftsleuten und Krügel regiert wurde, sondern wo alle am selben Tisch aßen, und wo die Hausfrau selbst am Spinnrad saß und Garn zu Strümpfen für die Hirtenjungen spann. Aber dahin konnte er niemals kommen, denn sie nahmen keine Schweden auf diesen Höfen, die Eingeborenen wollten auch nicht mit ihnen zusammen dienen. Das tat ihm leid.

Sobald das Herbstpflügen oben auf den Aekern im Gange war, legten die Jungen nach alter Sitte die Grenzscheiten nieder und ließen alles Vieh zusammen weiden. Das nannten sie über die Grenze hüten. An den ersten Tagen gab das mehr Arbeit, die Tiere kämpften, ehe sie vertraut miteinander wurden. Und ganz vermischt sie sich nie; sie weideten immer in Scharen, die Besatzung jedes Hofes für sich. Auch die Vorratskörbe wurden zusammengeschlagen und der Reihe nach mußte immer einer von den Jungen die ganze Herde hüten. Die andern spielten Räuber oben in den Felsen oder trieben sich in den Gehölzen oder am Strande herum. Wenn es gehörig kalt war, zündeten sie Feuer an, bauten Feuerstätten aus flachen Steinen und brieten Aepfel und Eier, die sie auf den Höfen stahlen.

Das war ein herrliches Leben und Pelle war glücklich. Freilich war er der kleinste von der Schar, und es hastete ihm an, daß er ein Schwede war; mitten im schönsten Spielen konnten die andern auf den Einfall kommen, ihm seine Sprache nachzuäffen, und wenn er wütend wurde, fragten sie, warum er nicht das Messer ziehe. Aber auf der andern Seite war er von dem größten Hof — der einzige, der Dachsen in seiner Herde hatte; er stand in körperlicher Gewandtheit nicht hinter ihnen zurück, und keiner von ihnen konnte so gut schnitzen wie er. Und wenn er erst groß war, so hatte er die Absicht, sie alle zusammen durchzuprügeln.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Von Schiffahrt, Angst, Courage u. dergl.

Von Otto Ernst.
(Schluß.)

Mutter Thiesse darf eigentlich keinen Schnaps verkaufen; aber sie tut es. Und er schmeckt auch, wenigstens ihr selbst; aber sie geht nie über das Maß hinaus, das ein kräftiger Mann vertragen kann. Sie ist Wirtin und Hausnecht und noch mit jedem Gaste fertig geworden; ihr Mann ist ihr Stellner. Jedesmal, wenn man ihn sieht, möchte man ihm ein Trinkgeld zusteden. Seine Frau immer hinter ihm her: „Glas, mal doch tol Rat stehst du hier un snads! Bedeen din' Gäst!“ und er: „Jotvoll, min Engell Jotvoll, min söte Deern!“ Wenn sie ihn nicht hört, versichert er dann jedem Gaste einzeln, dies verdammte Weibsstück könne ein Pferd totärgern.

„Sie müssen mal energisch auftreten!“ meinte Herr Martens. „Djal denn ward se noch energischer! Dat hebb id jo allens versocht!“ versichert Herr Thiesse mit überlegener Resignation.

„Glas!!!“ scholl es schmetternd von der Küche her.
„Jo, jo, min Engell!!! — Meenen Se, mine Herrschaften, dat Troensmensch kann een'n of man'n Ogenblick in Ruh lot'n? Und dorbi: s'lech is se nich; se's bloß n' Satan.“

„Glas!!!“
„Jo, min Deern!“
„Herr Thiesse!“ rief jetzt Martens, sagen Sie bitte Ihrer Frau, sie möchte die Spiegeleier nicht wieder so fürchterlich fett machen wie neulich!“

„Herr Thiesse!“ rief jetzt Martens, „sagen Sie bitte Ihrer und legte Martens die Hand auf die Schulter.

„Ach, Herr“, kam es unendlich verlegen heraus, „möchten Sie mir nich 'n großen Gefallen tun?“

„Wenn ich's kann, natürlich a ral!“
„Möchten Sie nich reinzeln und ihr das sagen?“

„Jah?“ — Martens wurde blaß. „Ja, wissen Sie — das ist so 'ne Sache — das ist doch eigentlich Ihre Sache — ich kann doch nicht — das sieht ja doch merkwürdig aus — nee, dann lassen Sie's nur — das ist mir viel zu umständlich — ich sitz hier nun gerade gemütlich —“

Die Eier wurden also fett; wir aßen wie Ruderknechte — ausgenommen die Damen natürlich — und hörten zu dem ausgeprochen niederdeutschen Menu die tremolierenden Lungenübungen Violettas und die wahnsinnigen Triller Lucias, durch die Güte eines italienischen Orgeldrehers nämlich, der sich dann überraschend schnell in die holsteinische Kost einlebte. Als wir die Rückfahrt antraten, bat er uns, ihn und seine Orgel mit nach Hamburg zu nehmen. Wir dachten an den Dreibund und willigten ein, unter der Bedingung, daß er nun auch der Orgel die wohlverdiente Ruhe gönne.

Als wir wieder auf dem eigentliche Flusse waren, galt es, gegen den Strom des ablaufenden Wassers nach Hamburg zu kommen: für zwei Ruderer, die neun Personen und einen Leierkasten vorwärtsbringen sollten, keine leichte Arbeit. Ich sah am Steuer, und die vierte Mannsperson war zum Ablösen da.

Es war Abend geworden. Wasser und Luft schienen sich zu einem Element vereinigt zu haben, zu einer milchig-grauen, alles erfüllenden Flut, die sich um Hals und Wangen legte wie der weiche Arm eines Weibes. Es war jene verdächtige Milde um uns, die sich leicht in Tränen löst. Wir konnten noch einen hübschen Regen bekommen.

Die beiden Ruderer arbeiteten kräftig; aber es ging nur langsam, sehr langsam vorwärts.

„Wir kommen ja kaum von der Stelle!“ rief Martens.
„Gar nicht“, erklärte Herr Steen, der gerade frei war, mit auffallender Entschiedenheit.

„Wieso „gar nicht“?“
„Wir sitzen doch fest!“

„Wir sitzen fest?“
„Ja.“

„Wieso sitzen wir fest?“
„Wieso? Auf'm Sand. Haben Sie denn das nicht gemerkt? Wir sitzen ja schon 'ne Viertelstunde.“

„ne Viertelst — — Ja, aber Menschenkind, warum sagen Sie denn das nicht eher?“ rief Martens etwas indigniert.

„Jah dachte, Sie wüßten das und blieben mit Absicht sitzen“, entgegnete Steen mit der Miene eines frisch gewaschenen Engels. „Jah mußte laut herauslachen. „Jetzt uzt er uns!“ rief ich.
„Ja, wie kommen wir denn wieder los!“ rief Martens ärgerlich.

„O, das ist sehr einfach“, meinte Steen, „Sie müssen nur nicht das Boot gegen den Strom flott machen wollen. Erlauben Sie?“ fragte er höflich, nahm Martens das Ruder aus der Hand, tastete den Grund damit ab, stieß es dann in den Sand und schob allein das Boot mit dem ablaufenden Strome wieder ins freie Wasser.
„Bitte!“ Er gab das Ruder zurück.

Es war kein Zweifel, Herr Steen war der ganzen Gesellschaft etwas interessanter geworden. Die Damen betrachteten sich ihn wiederholt von der Seite.

Da geistert neben uns aus dem Nebel das Brad der „Alexandria“. Ein mächtiger Ueberseer, den ein anderer Dampfer mitten durchgerannt hat, bei solchem Wetter wie heute. Die beiden Hälften starren drohend aus der leise schwahenden Flut heraus. Die furchtbaren Flügel der Schiffsschraube ragen gespenstisch in die Luft — sie haben Ruhe. Wir umfahren das Brad. Wir sind wieder still geworden. Um diese Stätte weht Tod. Die dicksten Eisenstangen sind zerbrochen wie Glas, gebogen, aufgewickelt wie dünner Draht. Oben am Fockmast hängt eine Laterne und gibt ein kleines, einsames, trauriges Licht, zur Warnung für die Fahrenden. Einst war auf diesem Deck, in diesen Kajüten Leben, Bewegung, Lärm, Befehlen und Gehorchen. Alles verlassen. Wer weiß, ob nicht unten in einem verborgenen, vom drängenden Wasser verschlossenen Raume noch von denen liegen, die nicht wieder an der Oberfläche kamen? Und ob sie nicht im nächsten Augenblick hervorkriechen, die Treppen heraufkommen wie die Raken, hierhin, dorthin hasten, die Blut aufstochern unter dem Kessel, in die Masten schlüpfen, die Segel hissen und im Hui mit ihrem Schiff verschwunden sind —

Es ist verschwunden. Wir sind über. Der Nebel ist stark.

Ein schöner, leiser, wiegender Zweigesang klingt ganz nahe. Und nichts zu sehen — doch! — Ein Boot mit dunklen Segeln! Aber kein Mensch darin zu sehen. Vorbei. Der Nebel verschlang es. So grüßt uns ein Gedicht. So huscht es vorbei. Es kommt darauf an, wieviel man davon erschafft. Ganz erwischt man's nie. Ein feiner Regen begann herabzurieseln. Die Damen hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel; es wurde unbehaglich und still.

Mit einem Male rief Steen: „Ein Dampfer!“

„Wo denn?“ fragte Martens.

„Da, dicht vor uns, sehen Sie denn nicht?“
Ein Licht ging aus dem Nebel auf, und ein großer, schwarzer Bug stieg dicht vor uns aus dem Dunkel.

„Mensch, was machen Sie!“ schrie Steen entsetzt; im nächsten Augenblick hatte er Martens die Ruder entrissen.

Martens war völlig kopflos geworden: er hatte vorwärts gerudert statt zurück. Die nächsten Sekunden entschieden über Leben

und Lob. Noch ein Paar Schläge und wir wären unter den Dampfer geraten.

Mit ein paar ruhigen, kräftigen Ruderschlägen brachte Steen unser Boot außer Gefahr; wir schrammten so eben, so eben an unserem Verderben vorbei. Vom Dampfer herab prasselte eine volle Garbe von Seemannsflecken auf uns nieder, die allerlei wohlmeinende Ratsschläge enthielten.

Steen behielt die Ruder. Martens verlangte sie nicht zurück.

Wenn jetzt jemand gewagt hätte, etwas gegen den Herrn Steen zu sagen — was dem wohl passiert wäre!

Die Damen ließen ihn kaum noch aus den Augen. Gar nicht aus den Augen ließ ihn diejenige, welche — der Leser weiß schon. Ihr Blick schien um Verzeihung zu bitten.

Alles gehorchte jetzt seinen Anordnungen, und wir kamen dabei bald in den sicheren Hafen. An Land gekommen, fühlten wir in unserer Durchfrorenheit das Bedürfnis nach einem heißen Trunk.

„Herr Steen“, sagte ich, „Sie haben uns das Leben gerettet; nun müssen Sie auch so großmütig sein, uns für unsere Dummheiten bei einem Grog die Köpfe zu waschen. Uns friert; wir wollen einen trinken.“

„Mir ist sehr warm!“ sagte er überrascht. „Aber wenn ich an die Geschichte zurückdenke, kriegt ich freilich nachträglich das Gruseln.“

„Sie sind ja eine komplette Wasserrattell!“ rief Martens.

„Ich denke nicht dran“, entgegnete Steen. „Dies war meine dritte Kahnfahrt. Ich würde keinen raten, mir auf dem Wasser sein Leben anzubertrauen. Aber mir geht etwas ab, was auf dem Wasser sehr hinderlich ist.“

„Run?“ fragte Martens gespannt.

„Die Saloncourage“, versetzte Steen.

Proletarier-Lyrik.

I.

Das letzte Jahr ist nicht arm gewesen an Gedichtbüchern, deren Inhalt den Kampf der Arbeiterklasse berührt oder ganz mit ihm verwachsen ist. Auf einigen stehen altbekannte Namen und ganz neue Namen hinzu. Vergangener Kampf und kämpfende Gegenwart werden nebeneinander sichtbar. Was man erwarten darf — gewisse Verschiedenheiten im Anschauen und Sagen — das zeigt sich auch. Ich meine nicht so sehr den Einfluß der Wandlungen, die sich in der lyrischen Kunst seit einem Vierteljahrhundert vollzogen haben und die natürlich auch in die Lyrik des Proletariats hinüberspielen. Wichtig ist das gewiß, aber wichtiger scheint in diesem Falle das Weiterwerden des Stoffkreises, das Stärkerwerden begehrlicher Lebensinbrunst, das nun auch neue lyrische Formen wagt. Neue, die sich freier bewegen. Die Kulturentwicklung unserer dichterischen Literatur läßt sich in deutlichen Spuren auch in der Dichtung des Proletariats verfolgen.

Einer von den Alten der Partei — Karl Frohme — hat neuerdings seine Lieder und Gedichte abermals in Buchform drucken lassen. Der Vorstand des Sozialdemokratischen Vereins für den achten und zehnten Reichstagswahlkreis steht hinter dem Buche, dem der Titel „Empor!“ aufgesetzt ist (Hamburg, Auer u. Co., Verlag, geb. 1 M.). Die ältesten Gedichte Frohmes reichen in die Zeit vor vierzig Jahren zurück; sie zeugen von politischen Verfolgungen, und dies Schicksal traf auch zwei erste lyrische Vändchen Frohmes selbst: als das Ausnahmegesetz losknüttelte. Das Vorwort des Buches erzählt davon. Frohme steht, wie fast alle sozialistischen Lyriker jener Zeit — Leopold Jacoby ist eine Ausnahme — unter dem Einfluß der Formen klassischer Dichtung. Er ist der Redner feillich gestimmter Worte und Gedanken. Das Beste, was er bringt, hat immer den idealen Prologton, der bei aller Getragenheit immer schlichtklar bleibt, niemals in tote lästige Phrase verfällt. Im getragenen Ton gibt das Bewußtsein des Freiheitsmenschen seinen Stolz, seine Freude, sein Kraftgefühl zu erkennen. Klare Ziele stehen vor den Augen, die Seele ist ohne Last und Druck und voll Sicherheit. „Platz für den Geist der neuen Zeit!“ ist ein Vorwort der Gedichte Frohmes. Und in der feierlich beglückten „Waldfeier“ tönt es anbetungsvoll:

Licht, Leben, Farben, Töne
Und Duft verschmelzen sich in eins;
Zusammen bilden sie das Schöne,
Vereinzelt wär' so lieblich keins.

O wunderbares Leben,
Das alle Sinne lodend grüßt!
O tief geheimnisvolles Leben,
Das sich dem trun'nen Blick erschließt!

Wo soll ich es erfassen,
Wo fang' ich an, wo hör' ich auf?
Ich muß es leben streben lassen,
Seh nur des großen Ganzen Lauf.

Ein Buch Gedichte, das von jenseit des großen Wassers herüberkommt, stammt von Martin Drescher. Den hat vor zwanzig Jahren irgend ein Schuldzwang aus der juristischen Laufbahn herausgerissen und nach Amerika getrieben. In allerlei proletarischer Arbeit hat er dort um sein täglich Brot gerungen, zweite

Landstreden hat er durchtrampelt. Dem Kreise Robert Keigel gehörte er zu, und als Keigel vor zwölf Jahren starb, hat er seinen „Armen Teufel“ weitergeführt. Drescher wurde Mitte der sechziger Jahre zu Wittstock in der Mark geboren und lebt heute in journalistischer Arbeit in Chicago. Sein Buch „Gedichte“ (im Selbstverlag erschienen, durch die „Zeit am Montag“, Berlin, zu beziehen) ist rein menschlich genommen ein Dokument. Es ist persönlich und reicht übers Persönliche hinaus. Ein Mensch wird sichtbar, den das Schicksal an die Tiefe bannt und der doch von der reichen Schönheit der Höhen weiß, einer, der die Glücksfreuden da oben begehrlieh eriehet und der um dieser Sehnsucht willen doch wieder die Tiefe liebt. Er ist eine Genamatur: weltchmerzliche Stimmungen rühren ihn an, aber stärker ist der Kampftroz in ihm. Er möchte zertrümmernd dreinschlagen und weiß doch, daß stark ausdauern das Notwendigste ist. In diesem Bürgerlichen, der ins Proletariat hinabgedrückt worden ist, lebt eine ehrliche goldene Güte und Lebensstapferkeit und aus seinen Gedichten läßt sich gut verstehen, daß Robert Keigel ihn auf dem Sterbebette zum Erben seiner Lebensarbeit bestimmte. In einem Gedichte an den gestorbenen Freund hebt sich als dachtragende Säule das Wort: „Die Jammernden sind immer feig und zage.“ Wer so ist, den tritt das Tramp-Elend schonungslos nieder. Drescher hielt aus. Daß dies Elend ihn noch angejart hat, verraten die Bilder aus dem Hungerleben auf der Landstraße, wo Jaun und Hecke Wohnstatt sind. Die Stimmungen dieser Welt leiten das Buch ein, und dann wächst die nachfolgende Fülle von Gedichten zu einem Lebensbilde zusammen, das in den äußeren Umrisen von individueller und zeitgefärbter Eigenart und in seinem innerem Gehalt ergreifend ist.

Vom Dichter der Bergarbeiter des Ruhrreviers Heinrich Kämpchen, der vor einiger Zeit das 60. Lebensjahr überschritten hat, ist wieder ein Band Gedichte bei Hansmann u. Co., Bochum (1 M.), erschienen. Ein dritter und wiederum starker Band: „Was die Ruhr mir sang“. Also ein Heimatbuch! Aber ein proletarisches. Und ehrliche proletarische Heimatlyrik muß besondere Töne und Farben haben. Die spürt man hier. Sie sieht und fühlt Wirklichkeiten, die anderen Heimatdichtern nicht wie ihm eingehen und gar zu oft ganz verborgen bleiben: die Wirklichkeiten des proletarischen Arbeitsdaieins. Kämpchen hat altromantische Reigungen. Die Sorgen seiner Ruhrheimat werden ihm in mittelalterlichen Farben und in den Rhythmen der Umland-Schwabischen Balladenzeit lebendig: durch das ganze Buch hin ziehen sie, und unmittelbar daneben stehen die Klassenkampfgedichte, die von der Gegenwart zeugen. Diese Verbindung macht das Buch immerhin auch volkpsychologisch bemerkenswert. Sie ist ungewöhnlich. Auf altes Erbum des Blutes deutet sie, auf eine Bodenständigkeit, die im Proletariat des Ruhrreviers längst nicht mehr die Regel ist und die bei der wachsenden Einwanderung bodenfremder Industriemassen endlich ganz verschwinden muß. In Kämpchens romantischen Natur- und Vorzeitfreuden ist ein kräftiger Sinn rege. Er schwärmt glühend, aber niemals weidlich. Seine Sehnsucht nach auftragender Größe bricht in dieser Schwärmerei durch und in solcher Größe erschließt sich seinem Empfinden erträumte Schönheit. Man muß bei diesem Jubel über die sonnenfelige Weltherrlichkeit bedenken, daß hier ein Mensch sein Inneres entläßt, der als Bergarbeiter die Schreden der Untertwelt durchlebt hat. Wie könnte sonst Kämpchen die Gedichte schreiben, die ihn bekant gemacht haben. In diesem neuen Buche steht ein Gedicht: Das Grubenferd. Ein echtes Dichtertück. Ein Quaderblock proletarischer Lyrik. Vielleicht das beste Gedicht des neuen Buches. Man liest es und sieht Niemierts berühmte Plastik vor Augen, die vom Leben deselben Geschöpfes redet. Und demselben Manne, der solch ein Gedicht fertig bringt, gelingt dann ein so zartes Lied wie das Schlußgedicht des Buches: „Herbstflage“.

Von Kämpchens drei Büchern sind die ersten beiden vergriffen. Da ist wohl der Wunsch angebracht, der Dichter möchte nun eine Auswahl des Besten, das ihm gelungen ist, treffen und herausgeben. Nur ein Büchlein braucht es zu sein. Es wird Kraft haben und Dank ernten.

Dem Hefte „Fadeln der Zeit“, das bei Arbeiterfesten gern vertertet wurde, hat Ludwig Lessen ein Büchlein „Lebensmittag“ (Johann Sassenbach, Berlin, 50 Pf.) folgen lassen. Auch in diesem schwingen die Rhythmen, die wie ein festes Schreiten im Gliede sind und die in der deutschen politischen Lyrik aus dem Vormärz heraus eine große Rolle spielen. Aber Lessen will mit seinem Buche etwas anderes ausdrücken, als mit den „Fadeln der Zeit“, und so träre es nicht das Richtige, wollte man sagen: sie gäben dem Buche den Ton. Es will nicht ein Buch jungen Hineinstürmens ins Leben sein, sondern mehr ein Buch dankbaren freudigen Genießens von erreichtem Lebensglück, eins voll Sommerreifen und Ernterassen, in das schon weiße stille Herbstfäden hineinziehen, und natürlich bei alledem kein Buch lahmen Ausruhens, dem die eigene Freude das Auge für die harten Wirklichkeiten des Lebens der Unbeglückten blind macht. Lessen liebt die Farbenwunder der Natur, man fühlt, sie erquiden ihn, und er wird nicht müde, alle Dinge, die sein Wort berührt, mit dem Namen ihrer Farbe zu nennen. Hier gibt seine Freude leicht zu viel und zugleich nicht genug: die farbigen Einzelheiten legen sich übereinander und verdrängen sich, ehe sie noch Geltung gewinnen konnten. Sie müssen ihre Sprache hören lassen, sonst leuchten sie nicht bedeutungsvoll, wie sie

folten. Darauf kommt es an, alles Einzelne im inneren Wesen zu erfassen und niemals mehr und anderes zu geben, als der Gedanke des ganzen Gedichts mit Gewinn in seinem Bau aufnehmen kann. Der Wink gilt auch der Reizung dessen, jeder Verszeile ein feierliches, schönklingendes Glänzen zu geben. Könnte er diese Reizung, die auf ein rhetorisch schilderndes Zeigen hindrängt, händigen, so würde er wohl auch rhythmisch freier und reicher mit dem Reichtum an Einzelschönheit, den sein Naturschauener erntet, schalten können. Zum Schönsten des Buches zähle ich die innige Herzlichkeit der Gedichte, die ihm aus dem Sonnenglück des eigenen Heims zugeflutet sind: Das Freudejauchzen um Weib und Kind, das Lebensmittag-Glück.

Tief berühren die Gedichte von Alfons Beyold, die Josef Luitpold Stern durch das Festchen „Troyaliedem!“ weiteren Kreisen zufließt. (Wiener Volksbuchhandlung, 25 Pf.) Beyold, 1882 geboren, ist von Kindesbeinen an mit aller Not des Proletariats der Großstadt geschlagen gewesen und fristet, als ein kränklicher Mensch, auch heute noch sein Leben nur kümmerlich. Nur ein Mensch, der wie er die Hag, Qual, Unsicherheit der proletarischen Arbeit geloset hat, konnte Gedichte schreiben, wie dieses Büchlein sie birgt. Sie haben die Farben und Töne der Arbeitswelt, von der sie zeugen, sind Glendegräfer, durch die ein Klagenes Frösteln streicht, und zwischen denen dennoch da und dort rote Keilen der Hoffnung aufgegangen sind. Sie sind durch schlichte Echtheit stark, sind wirklich geschaut und oft in ihrer Einfachheit schön wie ein Volkslied. In Beyolds Dyril wirkt die geheimnisvolle Kraft, die in den Dingen lebendig wird, sobald sie als Gleichnis empfunden werden, diese Kraft, die den Dichter unerhöplich macht. Was ihm gelingt, sage das Gedicht „Der Blinde“:

Ihm hat des Lebens stahlgeschiente Hand
Im Vorbeginne schon das Licht entwendet.
Mit toten Augen grüßte er das Land,
Für das der Leib des Weibes ihn geipendet.

Um ihn erhebt sich eine hohe Wand,
Die erst am Tage seines Todes endet.
Doch sicher geht er an des Lebens Hand
Vorbei am Abgrund, wie von Gott gesendet.

Und Seele ist in jeder seiner Hände.
Er fühlt um sich das ewige Gedicht
Des großen Lebens bis zu seinem Ende.

Und jedes Ding voll Weisheit zu ihm spricht:
„Was sind dir Rebellschleier, dunkle Wände!
Du birgst in dir das allergrößte Licht!“

Franz Dieberich.

In der Vaterstadt Winckelmanns.

Spätgotik in der Altmärk.

Wenn ich gesagt hätte: Stendal, so — das bin ich überzeugt — hättest Du dich im Zug in die Ecke gedrückt. . . . Es ist Abend. Du hast, von Hamburg über Bittenberge kommend, die gewaltige Schleife um die Stadt gemacht und bist da staunend durch eine Märchenwelt gefahren. Noch mit voller Schnelligkeit geht's bald zehn Minuten lang durch eine endlose Lichterallee. Endlich ziehen die Bremsen an: Du bist da. Hier brandet ein gut Teil Deutschen Durchgangsverkehr; hier kreuzen die großen Schnellzuglinien Leipzig—Magdeburg—Hamburg und Bremen, Berlin—Hannover—Köln. Tag und Nacht fluten seine Wellen durch diesen Bahnhof, Tag und Nacht mühen sich die kleinen Rangierlokomotiven, die langen Wagenzüge zu entwirren. Folg mir in die Stadt, deren altertümliche und das nahe Tangermünde ergänzende Schönheiten man in der modernen Hast, vorwärts zu kommen, vergaß.

Der erste Eindruck ist: eine kühle herbe Luft und eine aus-gesprochene Provinzstadt mit deutlichem Stich ins Ländliche. Die Straßen sind so breit, daß ein ganzes Heer, ohne die Kolonnen zu ändern, auf ihnen durch die Stadt ziehen könnte. Die Häuser sind ängstlich besorgt, nicht über zwei Stockwerke hinauszuwachsen. Eine Studienstadt der Spätgotik ist es. Wenn Du Dir die Straßen und Stadttore anschaut, wirst Du ausrufen: Ableger Brandenburg! In der Tat: hier können wir die Vordringgotik der Mark, wie sie hauptsächlich an Brandenburgs St. Katharinen sich bildet, studieren. Da haben wir den Dom und die Marienkirche. Beide sind zwei- und spitztürmig. Beide entflammen wie die zwei schönsten Stadttore, das Tangermünder und das Henglinger, dem 15. Jahrhundert.

Wer durch eine niederdeutsche Stadt streift, den umfängt auf dem meist weiten und von alten Bäumen umstandenen Kirchplatz alle Behmutsstimmung der Vergangenheit. Die mächtigen Mäße der Kirchenschiffe erzählen, wie volkreich diese Städte einst waren, die kleinen Bürgerhäuser duden sich verschämt an den in schattigen Dunkel liegenden Seiten des Platzes. Ist auch der hohe Himmel der Altmärk zu hell und positiv für solche Resignationsstimmungen, auf dem Domplatz merken wir doch zum ersten Male, daß wir das mitteldeutsche Magdeburg verlassen haben. Auch der trugige nieder-

sächsische Markt- und Stadtwächter der feineren Rolandfigur an dem zierlich unter den himmelanstrebenden und bis hoch hinauf fensterlosen Turmwänden der Marienstraße gelagerten spätgotischen Rathause mit seinem feineren Anbau und Nachbar in Renaissance mahnt daran. Diese niederdeutschen Marktplätze Da schauen die wundervollen Wolkensburgen des Flachlandhimmels auf einen weiten, schlechigepflasterten und etwas unebenen Platz, den heimelige Häuser, hoch und niedrig, umfichen. „Bim“ schritt kurz bei Johannes Strube die erloschene Labenglocke. „Kling“ klappt die eichene Tür drüben bei Witwe Kluckbahn zu; ein paar Holzspanntoffeln klappen in der mittäglichen Stunde über die dauerhaften Klirner und verlieren sich in der Ferne. Wie ein Klang aus längst- vergangener Zeit hallen feierlich zwölf Schläge voll und dumpf Gala- den stillen Mittag. Tiefe Stille. . . . Da, eine schwarze Gala- kutsche — der erste Wagen seit undenklichen Zeiten, wie Du meinst — fährt in schlankem Trabe vor das Tor zwischen den hübschen Renaissance-Giebelkern. Klappernde Holzschuhe mit den dazu- gehörigen großen und kleinen Kindern sammeln sich lautlos um die Kutsche und warten geduldig, bis das Tor sich wieder öffnet. Du liest: „Standesamt“. Ach so. Wieder einer und wieder eine. . .

Der Eindruck trugiger Behrhaftigkeit, den die reich mit Blend- ziegel, mit Erkern und Zinnenkränzen, mit Wappen und Friesen verzierten Stadttore machen, ist so deutsch und gotisch wie möglich. Und doch gemahnen Geburtshaus nahe der Petrikirche und Wich- manns Denkmal an den bedeutenden und sich ganz in die Welt all- klassischer Schönheitsideale verlierenden Sohn der Stadt, an den Altterumsforscher Johann Joachim Winckelmann, der die Antike wiederentdeckte und dessen „Geschichte der Kunst des Altertums“ Goethe auf seiner italienischen Reise Reisegenosse und Gefährte war.

Du rüfdest Dich sinnend zum Heimweg. Vom nahen Heng- lingers Tor führt eine hübsche Promenade um die Stadt. Hohe alte Bäume beweisen, daß es mit dem vielen Sand und Staub der Altmärk denn doch wirklich nicht ganz so schlimm ist. Der Weg führt wieder am Dom vorüber, der das wertvolle altmärkische Museum mit Alttertümern und naturwissenschaftlichen Sammlungen aufnahm, und bringt Dich sicher zum Bahnhof. Nun liegt er ver- dächtlich still da, und Du hast alle Muße, über den königl. preußischen Sachlichkeitsstil so manch großen Bahnhofes nachzugrübeln. . . .

W. Peers.

Kleines feuilleton.

Ein neuer transatlantischer Flug. Daß irgendwam irgend- jemand einmal den Atlantischen Ozean in einem Ballon oder anderen Flugschiff übersiegen wird, daran braucht man nicht zu zweifeln. Ob dies Ereignis aber schon im nächsten Jahre zur Tatsache werden wird, ist eine Frage, deren Beantwortung wohl manchem recht un- sicher erscheint. Der Wille und Plan dazu ist jedenfalls vorhanden und auch sogar das Luftschiff scheint bereits fertig zu sein. Vielleicht ist es daher nur ein Versehen, wenn es in einem Aufsatz von Dr. Eugen Alt in „Petersmanns Mitteilungen“ heißt, die Expedition solle erst Anfang März kommenden Jahres angetreten werden. Vielmehr scheint sie schon für dies Jahr beabsichtigt zu sein. Das Luftschiff hat einen Ballon von über 17 Metern im Durchmesser und von 60 Meter Länge; sein Rauminhalt beläuft sich auf 9400 Kubikmeter. Statt der Gondel hängt an diesem Ballon ein Boot, das kräftig gebaut und ausgerüstet ist, um auch einer Seefahrt einigermaßen gewachsen zu sein. Die Hauptfrage ist, daß die Maschinen, die zum Treiben der Luftschrauben bestimmt sind, beim Eintauchen der Bootgondel in das Meer noch eine Schiffschraube bewegen können. Die Abfahrt soll von dem Ort Porto Grande auf den Cap Verdeischen Inseln erfolgen, und man hofft einen ständigen Nordostpassat während der Fahrt anzutreffen und benutzen zu können, so daß zusammen mit der Maschinenkraft in ungefähr fünf Tagen der Weg von 3500 bis 4000 Kilometer bis nach Amerika zurückgelegt werden könnte. Am wahrscheinlichsten würde die Landung an der Küste von Guyano, vielleicht aber auch auf einer der Kleinen Antillen erfolgen. Dr. Alt setzt nun hauptsächlich die wissenschaftlichen Grund- lagen und zu erhoffenden Folgen einer solchen Expedition aus- einander. Die Berechnung der Windverhältnisse ist selbstverständlich das erste und wichtigste Moment. Der Nordatlantische Ozean liegt in der Zone, die der Meteorologie als Gebiet der vorherrschend west- lichen Winde betrachtet. Immerhin sind die Winde nach Stärke und Richtung so ungewiß und wechselnd, daß man dem famosen Wellman- schen Versuch, den Atlantischen Ozean von Amerika aus mit Hilfe der Westwinde zu überfliegen, von vornherein kein günstiges Horoskop stellen konnte. Weiter im Süden sind die Be- dingungen günstiger, weil der Nordostpassat nördlich der Tropen mit weit größerer Zuverlässigkeit weht. Hier wären also nur die gelegentlich mit verheerender Kraft auftretenden Wirbelstürme zu fürchten, die von Westindien her in den Atlantischen Ozean eindringen. Sie pflegen sich aber im Winter und Frühjahr nicht zu zeigen. Dieser Expeditionsplan ist also nicht nur weit verständiger als der von Wellman, sondern hat überhaupt den aussichtsreichsten Weg gewählt, der zwischen Europa und Amerika für die Luftschiffahrt nach unserer bisherigen Kenntnis ge- geben ist.

Berantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.